

TRAUERANSPRACHE FÜR FRIEDRICH SMEND (26.2.1980)

Walter Schmithals

Liebe Gemeinde!

Wir nehmen Abschied von Friedrich Smend. Wir tun es mit einem Wort des Apostels Paulus (1. Kor. 15,10):

„*Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen.*“

Das ist ein bescheidenes und unbescheidenes Wort zugleich. Unbescheiden, weil Paulus die ihm gegebenen Gaben, seine Mühen und seine Erfolge, nicht verschweigt; bescheiden, weil er über ihnen allein die Gnade Gottes rühmt.

Was wäre das auch für ein Ruhm der Gnade Gottes, der von dieser Gnade nichts zu rühmen wüßte? Wie könnten wir eine vergebliche, eine kraftlose Gnade Gottes preisen? Und wie sollte Paulus darum von *sich* schweigen können, wenn er von Gottes Gnade redet?

Wenn wir in dieser Abschiedsstunde das Leben Friedrich Smends in das Licht dieses bescheidenen und unbescheidenen apostolischen Wortes stellen, so wird dies Leben in dem ihm eigenen Licht sichtbar.

Friedrich Smend hat seine reichen Gaben allezeit als Gnadengaben Gottes verstanden. Den Dank für die Wünsche zu seinem 80. Geburtstag schloß er mit dem Vers eines Psalmliedes: „Gott loben, das ist unser Amt.“. Zugleich und darum lag ihm falsche Bescheidenheit fern. Er lobte Gott für das, was ihm gegeben war, und was er anderen weitergeben konnte.

Daß dieser Abschiedsgottesdienst getragen wird von jenem Grundton fröhlicher Hoffnung, den Johann Sebastian Bach in der Trauermotette „Jesu meine Freude“ ausgedrückt hat, war deshalb Friedrich Smends *begründeter* Wunsch. Hier, im Gottesdienst, wo Gott seine Gnade kundtut, lag die eigentliche Mitte seines Lebens. Mit dem Gottesdienst war er groß geworden, ihm wandte er sich als Theologe zu, von ihm aus verstand er das Werk Johann Sebastian Bachs. Er blieb Zeit seines Lebens ein aufmerksames Glied der hörenden und lobenden Gemeinde; aber er hat auch selbst, was wenige wissen, bis 1945 einen Hauskreis der „Bekennenden Kirche“ geleitet, in dem er regelmäßig das Wort Gottes auslegte.

Seine Weisheit war nicht die Weisheit des Alters, sondern eine im biblischen Wort gegründete, ebensowohl dem Hören wie der Erfahrung sich verdankende Weisheit. Vielleicht verstanden ihn darum junge Menschen ebenso wie alte, einfache ebensogut wie seine Freunde und Kollegen.

Es würde seinem Verständnis vom Gottesdienst nicht entsprechen, wollten wir in dieser Stunde sein wissenschaftliches *Lebenswerk* würdigen. Das ist an vielen Stationen seines langen Lebens in mancherlei Festgaben und Laudationen geschehen. Des Theologen, des Goethekenner, des Bachforschers, des Bibliothekars, des akademischen Lehrers, des Mitarbeiters und Beraters wurde vielfältig gedacht, und am richtigsten dachte, wer die Einheit, ja, die Einfalt in der Vielfalt dieses Werkes mitbedachte: das Lob der Gnade Gottes, das in allem seinem Tun zugegen war. Das Vergangene, das Vergehende und das Bleibende seines Werkes bleibt aufgehoben im Ursprung des Ganzen und des Einzelnen, in Gottes Gnade.

Gedenken dürfen wir in dieser Stunde schmerzlichen und dankbaren Abschieds aber des *Menschen* Friedrich Smend.

Sein Leben war nicht so glänzend, wie es dem flüchtigen Blick erscheinen mag. Johann Franks „Denen, die Gott lieben, muß auch ihr Betrübten lauter Freude sein“ gehört zu seinen gründlichen Erfahrungen: Im ersten Krieg mehrmals verwundet; im zweiten Krieg bis zum bitteren Ende um der ihm anvertrauten Menschen willen im Bombenhagel ausharrend; nach 1933 strafversetzt, weil er nicht braun genug war; nach 1945 entlassen, weil er nicht rot genug war.

Er hat in geduldiger Treue die lebenslange Krankheit seiner Frau mitgetragen. Kinder waren ihm versagt, aber er ist manchem ein väterlicher Freund geworden.

Er war ein offener Kritiker, aber stets gerecht nach dem Maß, das er an sich selbst legte. Selbst in Nöten, half er Notleidenden, und sei es nur dadurch, daß er in seiner ruhigen Gelassenheit *da war*.

Pflichterfüllung war ihm keine Last, darum kannte er das Wort „Streß“ nicht. Seine umfassende Bildung, durch Schule und Elternhaus vermittelt, eröffnete ihm eine großartige Weite des Denkens und Verstehens, des deutlichen Urteilens und der Toleranz.

Er hatte die Gabe, Liebe als etwas Selbstverständliches anzunehmen; und die Freiheit, Liebe anzunehmen, ist nicht weniger eine Gnadengabe, als die Freiheit, Liebe zu geben. Er besaß diese doppelte Freiheit. Er gab Freundschaft und fand Freundschaft, und in seiner letzten Krankheit lernte er es sogar noch, seiner herzlichen Dankbarkeit auch nach außen Ausdruck zu geben, eine Erfahrung, die mir besonders eindrücklich war.

Er, der gerne und dankbar von seiner lebenslangen Gesundheit sprach, wurde am Ende seiner Jahre von vielen Leiden gleichsam überfallen. Mehr: Er, der es mit der ihm eigenen Selbstironie als paradox bezeichnete, daß „Smend“ einsilbig ist – wen hätte er nicht gekannt? von wem hätte er nicht zu erzählen gewußt? – er verlor durch seine letzte Operation die Stimme. In alledem aber veränderte er sich selbst nicht; er blieb der, den man immer gekannt hatte.

Das zeigt, daß der Mensch *selbst* mehr ist, als die Taten, die er tut, und mehr, als die Lasten, die er zu tragen hat. Jedenfalls *dann* ist er mehr, wenn er das, was er ist, von Gottes Gnade und nicht von sich selbst ist. So verstand Friedrich Smend sich selbst. Im Wissen darum, daß er nie wieder reden können, sprach er am Vorabend der letzten Operation seine letzten Worte, indem er, wie er einem Besucher aufschrieb, laut den 103. Psalm von Anfang bis Ende betete: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“

Ist aber, so fragen wir im Angesicht des Todes, der Mensch nicht auch weniger als seine Werke? Die Werke eines Menschen haben oft lange Bestand, manche gelten gar als unvergänglich. Der Mensch aber ist wie die Blume auf dem Felde, sein Ende ist ihm nah; und wenn wir, die wir Friedrich Smend mit seinen runden und seinen eckigen Seiten gekannt, geachtet, verehrt, geliebt haben, einmal selbst diesen letzten Weg gegangen sein werden, wird seiner auch nicht mehr *gedacht* werden. Jedoch: in der Gnade Gottes ist ewiges Gedenken. Und um solcher Gnade willen ist uns die Gewißheit erlaubt, daß nichts uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.

Die Erinnerung an den *Menschen* Friedrich Smend ist eine Freude für die, welche ihm nahestanden, sein *Lebenswerk* ein Vermächtnis für kommende Generationen.

Das im eigentlichen Sinn Bleibende aber ist, worauf Werk *und* Person gründeten, worin sie ihre Einheit hatten. Es liegt jenseits seiner selbst und zugleich in ihm: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“.

Friedrich Smend hat stets mit Nachdruck betont, daß er das, was er als Theologe im Umgang mit den Texten des Neuen Testaments methodisch gelernt hat, auf das Werk Johann Sebastian Bachs angewandt habe. Er wies damit in der ihm eigenen Zurückhaltung darauf hin, daß er stets bei der *Sache* der Theologie geblieben sei.

Darum auch war sein Protest so deutlich, als behauptet wurde, für Bach seien Weltliches und Geistliches auseinandergefallen. Vielleicht kann man sagen, daß für Friedrich Smend das Neue Testament das Geistliche, Goethe das Weltliche, Johann Sebastian Bach aber die untrennbare Einheit von beidem repräsentierte: das dankbare weltliche Leben aus der ewigen Gnade Gottes.

Kein größeres Vermächtnis können wir, die wir von diesem Ort des Todes, der unser Ort ist, für eine kurze Zeit wieder zurückgehen in das Leben, mitnehmen als die Einladung, jeden Augenblick dieses Lebens in solcher Einheit von Zeit und Ewigkeit zu leben und inmitten der Finsternis im Licht zu wandeln.

Das rückt die Proportionen unseres Lebens zurecht, läßt das Kleine als Kleines und das Große als Großes erscheinen.

Es macht gelassen gegenüber dem, was uns unvermeidlich widerfährt – dazu gehört auch das Altern und der Tod –, und zugleich bereit, die tägliche Pflicht nicht zu versäumen.

Es erlaubt uns zu leben, statt immer nur leben zu wollen.

Es läßt auch im Klagen das Lob nicht verstummen, tröstet die Betrübten und gibt Kraft, auch in das Dunkle festen Fußes zu gehen.

Es ermuntert zu einer Liebe, die sich nicht erbittern und nicht entmutigen läßt.

In der Zeit aus der Ewigkeit zu leben, hält uns in der Demut fest, wo wir erhoben werden, und erhebt uns in der Tiefe.

Es fügt freie Selbständigkeit und letzte Abhängigkeit zu *einem*, und *weil* wir uns nicht gehören, läßt es uns ganz wir selbst sein.

Es verbannt Eitelkeit und Selbstmitleid, verbindet Beständigkeit und Aufbruch miteinander.

Es gibt Mut auch zum Ende, weil ein ewiger Anfang gegenwärtig ist.

So die Einheit von Zeit und Ewigkeit beschreiben, heißt, von der Gnade Gottes zu sprechen – und von uns, wo immer wir das, was wir sind, von Gottes Gnade sind.

In diesem Sinn war auch von Friedrich Smend die Rede, der in derselben guten Gelassenheit starb, in der er lebte. Er hat den Tod nicht geliebt und ersehnt, aber er hat sich ihm auch nicht entgegengestellt. Er wußte sich nicht stärker als der Tod; er wollte nicht heroisch sterben, wie er auch nicht heroisch leben wollte.

Der Tod ist stärker als wir. Dies im *Glauben* zu sagen, heißt, Gottes Todesurteil über alles menschliche Wesen anzuerkennen und anzunehmen. Solche gehorsame Beugung aber darf der Glaube auch im Angesicht des Todes verbinden mit dem Lob der Gnade Gottes, also mit jener Unbescheidenheit, die im Nichts den Schöpfer, im Gericht den Richter, im Ende den Ursprung, im Tod das Leben anruft. Jesu „Mein

Gott, mein Gott!“ ist stärker als das „Warum hast du mich verlassen!“; darum bekennen wir ihn als den Gekreuzigten *und* Auferstandenen.

Darum dürfen wir das uns leitende Wort des Apostels Paulus auch in dieser Stunde nicht in die Vergangenheit setzen: Durch Gottes Gnade war ich, was ich gewesen bin. Der Glaube spricht auch im Angesicht des Todes: Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.

Dieser Gnade befehlen wir Friedrich Smend. In dieser Gnade sind wir mit ihm und miteinander in Zeit und Ewigkeit verbunden. Auf diese Gnade hoffen wir. Diese Gnade loben wir.

Amen